

# DER KLEINE CÄSAR

*Hansdampf, Pausenclown und Pop-Star: Der Narziss Silvio Berlusconi schämt sich für gar nichts — nur für sein Aussehen*

TEXT — Anke Dörrzapf

FOTO — Alex Majoli

Man stelle sich das mal vor: Frau Merkel nimmt eine CD auf mit selbst geschriebenen Liebesliedern, lässt sich dichteres Haar auf den Kopf verpflanzen und hält frisch geliftet und mit 20 Jahre jüngerem Gesicht Reden zur Lage der Nation. Käme nicht so gut.

In Italien ist das kein Problem. Da sagt der Ministerpräsident auch noch allen Ernstes Sätze wie: »Wenn ich drei Stunden schlafe, habe ich genug Energie, um drei Stunden Liebe zu machen.« Der Kerl ist mittlerweile 72.

Italienische Politik tickt nun einmal anders als in Deutschland, ja selbst anders als in Bayern. Hinzu kommt: Im Lande des einstigen Römischen Reichs und der skrupellosen Papst-Familie Borgia haben sich im Laufe der Jahrhunderte Politik-Traditionen herausgebildet, die Karrieren alla Berlusconi erst ermöglichen.

Silvio Berlusconi, Jahrgang 1936, wächst in Mailand auf. Vater Luigi schafft es bei der Banca Rasini bis zum Geschäftsführer. Silvio macht Abitur, studiert danach in Mailand Jura. Zusätzlich jobbt er als Staubsaugervertreter, verdient Geld als Schlagersänger auf Kreuzfahrtschiffen — und findet Gefallen am Auftritt vor Publikum.

Ehrgeizig ist er. Sehr sogar. Nach dem Studium arbeitet er in einer Baufirma, wird Geschäftsführer. Im wirtschaftlichen Aufschwung Norditaliens brauchen die Italiener neue Wohnungen und Häuser. Berlusconi riecht, dass in dieser Branche viel Geld zu verdienen ist. Und das will er. 1961 — mit 25 Jahren — gründet er seine eigene Firma. Von da an geht es schnell bergauf: Er baut Hochhäuser und Wohnsiedlungen in Mailand, wird reich und kauft sich eine riesige Villa.

Das Startkapital für seine erste Firma stammt von der Bank, in der Berlusconis Vater arbeitet. Und von einer Schweizer Aktien-

gesellschaft. Wer genau dahinter steckt, ist bis heute unbekannt. Hartnäckig hält sich das Gerücht, Berlusconis Startkapital stamme aus dem organisierten Verbrechen — denn damals streckte gerade die Mafia ihre Fühler nach Norditalien aus. Später verbreiten Mafia-Überläufer, in Berlusconis Firmen würde Mafia-Geld gewaschen. Der sonst so redselige Berlusconi schweigt beharrlich dazu.

In den 70er Jahren riecht er ein neues Geschäft: das Fernsehen. Damals sind neben der staatlichen »Rai« nur lokale Sender erlaubt, kein landesweites Privatfernsehen. Berlusconi kauft Stationen in jeder Region. Und findet einen Weg, die Gesetze zu umgehen. Er sendet überall zeitgleich dasselbe Programm: »Dallas«, »Baywatch«, Spielshows. Um die Rechtssprechung zu umgehen, lässt er die Bänder um ein paar Sekunden zeitversetzt abspielen.

Silvio Berlusconi schämt sich für gar nichts, nur für sein Aussehen. Liftings von Hals- und Gesichtshaut, Augenlid-Straffungen, Tränensack-Entfernungen, Haarverpflanzungen und eine strikte Diät sollen helfen, das jugendliche Erscheinungsbild zu bewahren. Außerdem nimmt er ständig Provitamine, Enzyme, Mineralstoffe wie Magnesium und Selen, Antioxidantien, immunstärkende Mittel und ein spezielles Joghurt zu sich — das behauptet zumindest sein Leibarzt Umberto Scampagnini.

Hand in Hand mit dieser Fixierung auf das eigene Erscheinungsbild geht ein eher anarchisches Verhältnis zur Realität: Scheitert er, sind die anderen Schuld. Die böse Linke, später dann die unzuverlässigen Koalitionspartner — oder die Staatsanwälte und Richter, die ihn ja nur aus Neid verfolgen. Berlusconi biegt sich seine Wahrheit zurecht. Er rät seinen Verkäufern, sie sollten Zitate erfinden und sie einer berühmten Person andichten — so könne man eigene Argumente glaubwürdiger machen.

Erfolg hat er damit: Heute gehören ihm der Konzern Fininvest, die drei großen Privatsender des Landes und der Fußballverein AC Mailand. Er ist Mehrheitsaktionär der Verlagshäuser Mondadori und Einaudi und einer der reichsten Männer Italiens.

Der kleine Cäsar — Berlusconi ist nur 1,64 Meter groß — perfektionierte im Laufe der Jahre eine sehr italienische Art, Geschäfte





Der Ministerpräsident in seiner Prachtvilla in Rom, dem 360 Jahre alten Palazzo Grazioli

zu machen: Business mit der Hilfe eines großen Netzes an Freunden und Förderern. Einer seiner wichtigsten Spezln ist in den 80er Jahren der Mailänder Bettino Craxi.

Der Chef der sozialistischen Partei ist Trauzeuge bei Berlusconis zweiter Hochzeit. Und ein glühender Befürworter des Privatfernsehens. Zufällig, natürlich. Aus Überzeugung, klar. Craxi setzt als Regierungschef eine Lockerung der Gesetze durch und legalisiert Berlusconis landesweite Sender.

Doch Anfang der 90er Jahre decken Mailänder Staatsanwälte ein System an Korruption, Amtsmissbrauch und illegaler Parteienfinanzierung auf. Politiker fast aller Couleur hatten ihre Macht zur eigenen Bereicherung genutzt. Am Ende brechen die alten Parteien zusammen und Craxi, der mancherlei schillernde Freundschaften zu illustren Diktatoren pflegte, flüchtete vor der Strafverfolgung nach Tunesien. Wo er im Badeort Hammamed eine Villa am Meer besaß. Berlusconi hat seine Fürsprecher in der Politik verloren.

Damals hat sein Konzern Fininvest große Schulden. Erste Ermittlungen gegen ihn laufen. Zwei Journalisten soll er gestanden haben: »Wenn ich nicht in die Politik gehe, schicken sie mich ins Gefängnis und bringen mich zum Scheitern.«

Notgedrungen gründet er selbst eine Partei, die er wie seinen Konzern führt: Die besten Verkaufsrepräsentanten seiner Firma sucht er als Kandidaten aus. Für den Parteinamen klaut er schamlos die Parole der italienischen Fußball-Fans: »Forza Italia«, Vorwärts Italien. Die Leute in den ersten Reihen der Parteiversammlungen sind gecastet — damit vorne Mädchen mit tiefen Ausschnitten sitzen und der Fernsehzuschauer nicht wegzappt.

Nach dem Ende der ideologischen Grabenkämpfe hat sich in westlichen Demokratien eine Event-Politik durchgesetzt, in der Parteitage als Show inszeniert, Wahlkämpfe von Werbestrategen durchgeplant werden. Berlusconi, süchtig nach Scheinwerferlicht, hat diese Show-Politik perfektioniert. Es geht ihm nicht darum, das Land in eine Diktatur zu verwandeln. Er nutzt sein Talent vor allem zur Selbstinszenierung. Und natürlich, um seinen Hals zu retten.

1994 wird er Ministerpräsident und peitscht Gesetze zu seinen Gunsten durchs Parlament. Heute ist er unter anderem wegen Bilanzfälschung und Meineid verurteilt. Allerdings gab es danach eine Amnestie. Praktisch, wenn man selbst an der Macht ist.

Noch im gleichen Jahr zerbricht allerdings seine Koalition. Seitdem wechseln die Regierungen zwischen Mitte-Links und Berlusconis Mitte-Rechts-Bündnissen. Seit Mai 2008 ist der stets Gebräunte zum dritten Mal Ministerpräsident.

Warum Italiener — oder zumindest ein Teil von ihnen — ihn wählte? Berlusconi gibt sich als Antipolitiker, der nur in die Politik geht, weil die Berufspolitiker so unfähig seien. Und so müsse er kommen und den Staat mal wie ein Unternehmen leiten. Sich selbst bezeichnet er gerne als »Vorstandsvorsitzender des Betriebs Italien« — der geborene Chef, der seine Koalition im Griff hat und Probleme anpackt. Im Gegensatz zur zerstrittenen Linken.

Seine Tricks und Bestechungen hält man gerne für normal in einem Land, in dem ein Fünftel bis ein Drittel des Bruttoinlandsprodukts schwarz erwirtschaftet wird. »In gewisser Hinsicht ist Italien die ultimative postindustrielle Gesellschaft — es hat keine Regierung«, schreibt der US-Autor Thomas Friedman.

Anfang des vergangenen Jahres saßen 24 Abgeordnete im Parlament, die unter anderem wegen Steuerhinterziehung, Meineid, Korruption oder Anstiftung zum Mord verurteilt sind. Auch dass Berlusconi nach der Wahl sofort Gesetze zu seinen Gunsten erließ, liegt durchaus im Rahmen dessen, was die Italiener ohnehin von ihm erwartet hatten. Ein oft gehörter Satz in Rom lautet: »Ich hätte es an seiner Stelle auch so gemacht.«

Doch der schamlose Umgang mit der Macht und die Vetterwirtschaft sind keine Erfindung Berlusconis, ja noch nicht einmal die der skrupellosen Papst-Familie Borgia. Dafür gibt es seit der Antike eine Tradition im Lande, den Klientelismus: Geschäfte und Politik sind stark durch Beziehungen und Freundschaften geprägt. Man erweist sich gegenseitig Gefälligkeiten — auch dem Wähler.



Staatsmann und Operettenfürst: Silvio Berlusconi in seinem prunkvollen Zuhause

Heutzutage funktioniert das in der Regel so: Der Abgeordnete schustert seiner Klientel Baugenehmigungen oder Investitionen zu und bekommt dafür Wählerstimmen.

Erreicht ein Abgeordneter bei seiner Fraktion nicht das, was er für seine Wähler braucht, wechselt er die Partei — je nachdem, wer ihm mehr bietet.

Nach Jahrzehnten, in denen Regierungen selten länger als zwölf Monate überlebten und Minister skrupellos die Hand aufhielten, erwarten Italiener mittlerweile nicht mehr viel vom Staat. Für dieses Jahr hat Berlusconi die Finanzierungen der Opernhäuser um 30 Prozent gekürzt. Parallel dazu hat die Regierung allerdings beschlossen, der Mailänder Scala und dem Orchester Santa Cecilia in Rom einen Sonderstatus zu gewähren: Man wolle sich mit seinen finanziellen Ressourcen auf diese beiden »Spitzenhäuser« konzentrieren, wie Kulturminister Sandro Bondi sagte — eine Aktion, die kein Künstler versteht. Das venezianische »La Fenice« etwa belasten schwere Schulden: Würde Berlusconi die Subventionen streichen, es wäre das Ende des traditionsreichen Hauses.

Die Mezzosopranistin Cecilia Bartoli fand in einem Interview mit einer Tageszeitung deutliche Worte: »Die Situation der Oper in Italien ist tragisch. Es werden immer weniger Opern aufgeführt. Die italienischen Künstler müssen ins Ausland abwandern, weil es dort Arbeit gibt und hier nicht.« Allerdings: Größere Aufstände hat Berlusconis Sparpolitik im Mutterland der Oper bisher nicht ausgelöst, dem Durchschnittsitaliener ist das weitgehend egal.

Immerhin: Das Volk nimmt seinen Ministerpräsidenten nicht sehr ernst. Auch ist es ihm durchaus peinlich, wenn er Barack Obama als »gut gebräunt« bezeichnet. Aber Berlusconi bietet etwas, das die italienische Linke kaum in diesem Maße schaffen wird: Unterhaltung. Eine Mischung aus Hansdampf, Pausenclohn und Pop-Star in der Politik. Nicht mal ein Sarkozy nebst Gattin Carla Bruni kann auf Dauer eine derart Soap-Opera-taugliche Show bieten.

Und Berlusconi liefert ständig Nachschub: Passen ihm Fragen von Journalisten nicht, steht er auf und geht. Die Wähler der Linken

bezeichnet er als »Arschlöcher«. Wenn ihm danach ist, lässt er sich live in die Shows seiner Fernsehsender schalten. Demnächst soll seine zweite CD erscheinen — erneut

mit Liebesliedern und ähnlich des ersten gesanglichen Ergusses. »Meglio una Canzone«, Besser ein Lied, lautete damals der Titel der Silberscheibe, für die der dichtende Unternehmer Zeilen ersann wie »Drück mich an dich! Ich fühle, du gehörst mir, ich will dich — in der Nacht, die kommt«. Auch jetzt soll es wieder um Liebe gehen, »die wie ein Stern erlischt« oder »die dich weckt, wenn die Nacht dunkel ist«.

Dennoch — selbst ein Berlusconi kann mit all seiner Macht als Ministerpräsident und Inhaber der drei großen Privatsender die italienische Demokratie nicht ernsthaft gefährden. Denn in Italien gibt es kaum geschlossen auftretende Fraktionen. Geheime Abstimmungen im Parlament sorgen dafür, dass die Abgeordneten extrem undiszipliniert sind: Denn dabei kann man schlecht nachprüfen, wer für wen gestimmt hat. Ein Regierungschef weiß nie, welche seiner Koalitionsmitglieder für oder gegen ihn stimmen werden. Er kann sich selten auf eine sichere Mehrheit stützen.

Noch dazu scheinen die Italiener Lust am Wechsel gefunden zu haben: Regierten bis 1992 fast immer die gleichen Parteien, wechseln sich nun Mitte-Links- und Mitte-Rechts-Koalitionen ab. Spätestens nach ein paar Jahren haben die Wähler offenbar genug von Berlusconis Sprüchen. Bereits im Oktober 2008 demonstrierten Hunderttausende gegen die Amtsführung des Politik-Rambos.

In Demokratien sind schamlose Machtpolitiker eben selten so skrupellos wie noch zur Zeiten der Borgias. Eine Demokratie setzt der Dreistigkeit im Amt deutliche Grenzen. Die Lebensgeschichte Berlusconis wird später kaum Stoff für eine große Oper bieten, höchstens für eine lustige Operette.

Am Ende werden die Italiener ihren Politik-Clown vielleicht wegbefördern: zum Staatspräsidenten. Dann geht die Berlusconi-Show zwar als Unterhaltung weiter. Viel Macht besitzt er dann allerdings nicht mehr. Doch das ist auch gut so. ♦